März 1912

Recht und Pflicht, mich totzuschweigen

Bitte um Totschweigen

Es hat sich in die ohnedies empfindlichen Gehirne meiner Zeit-, Orts- und Berufsgenossen — wie gern wäre ich schon dieser dramatischen Einheit verlustig — ein Mißverständnis eingefressen. Nämlich, daß ich mich über das Totgeschwiegenwerden beklage und gern das Echo jener Stimmen mache, die den Kordon des Schweigens durchbrechen. In Wahrheit tue ich nur so und die Wahrheit ist, daß ich nicht so tue. Man denkt nicht immer auf derselben Ebene, nie auf derselben, auf der der Leser denkt, und Konsequenz kann immer einen andern Sinn haben. Der Abdruck der Rezensionen, anfangs wohl einer literaturpolitischen Absicht, nie dem Vergnügen an oft völlig wertlosem Lob entsprungen, dient immer dem Zweck, das Milieu der Empfänglichkeit festzuhalten und künftigen Literarhistorikern die Arbeit und das Verdienst abzunehmen. Was aber die Klage über das Totgeschwiegenwerden und die Freude über die Entschädigung betrifft, so ist längst ein wohltätiger Wechsel eingetreten und es wird hoffentlich noch dahin kommen, daß die Klage über die Entschädigung in der Freude über das Totgeschwiegenwerden verstummt. Möchte es ~~bald~~! Denn es kann schwer sein, über mich zu schweigen — über die Schwierigkeit, von mir zu sprechen, kommen die wenigsten hinweg. Wenn ich der Wiener Presse deutsche Urteile unter die Nase hielt, so geschah es

gekommen ist, davon wissen ein paar. Die können mir in Briefen sagen, daß sie es wissen, ich bin ihnen dankbar, und sie brauchen sich nicht für mich in ein Mißverständnis zu wagen, das wie alle besseren Mißverständnisse nicht coram publico, sondern nur post publicum zu beheben ist. Alles Herausstreichen des Verständlichen aber ist wertlos. Der größte Kampf wiegt weniger als das kleinste Wort. Was in dreizehn Jahren getan ist, braucht seinen Lobsprecher nicht zu finden, solange, was in einer Nacht vorgeht, durch stummen Mund auf taube Ohren trifft. Ist wirklich ein Vollsinniger in der Nähe, der glauben könnte, mir wäre es irgendwann und irgendwo um eine Besprechung zu tun gewesen? Und ich hätte je eine gewollt, von einer auch nur vorher gewußt und einem Kritiker je für anderes gedankt als für den Mut oder die manuelle Mühe der Übersendung? Ich erkenne, daß es ein literarischer Skandal ist, wenn eine Besprechung über mich nicht erscheint. Das nehme ich so sachlich, wie ichs gegenüber einem andern Autor von meinem Maß persönlich nehmen würde. Aber ich bringe damit ein Opfer; denn ich muß sagen, daß mir die Besprechung maßlos lästig ist. Vom Enthusiasmus habe ich genug und den Blödsinn möchte ich nur genießen, wenn er einem andern gilt. Mir geht er durch Mark und Bein. Aus allerinnerster, tiefster und auf Wunsch eidlich zu erhärtender Überzeugung erkläre ich, daß mir persönlich, so groß die Infamie auch sein mag, das Verhalten der Wiener Tagespresse, dieses sich mit der Welt Verhalten, dieses Verhalten der Rede über mich eine Wohltat bedeutet. Ein diesem Heft beigelegter Verlagsprospekt behauptet, sie wolle mich in Schweigen ersticken. Das mag sein, aber es kitzelt so angenehm. Die größte Lust, die meine Haut kennt, ist hinterm Ohr rasiert zu werden; ich hatte nie dabei die üble Empfindung, daß es an den Hals geht, auch wenn man mir hundertmal versichert hätte, daß dem Friseur nicht zu trauen sei. Doch wenn er zu reden anfinge,

gekommen ist, davon wissen ein paar. Die können mir in Briefen sagen, daß sie es wissen, ich bin ihnen dankbar, und sie brauchen sich nicht für mich in ein Mißverständnis zu wagen, das wie alle besseren Mißverständnisse nicht coram publico, sondern nur post publicum zu beheben ist. Alles Herausstreichen des Verständlichen aber ist wertlos. Der größte Kampf wiegt weniger als das kleinste Wort. Was in dreizehn Jahren getan ist, braucht seinen Lobsprecher nicht zu finden, solange, was in einer Nacht vorgeht, durch stummen Mund auf taube Ohren trifft. Ist wirklich ein Vollsinniger in der Nähe, der glauben könnte, mir wäre es irgendwann und irgendwo um eine Besprechung zu tun gewesen? Und ich hätte je eine gewollt, von einer auch nur vorher gewußt und einem Kritiker je für anderes gedankt als für den Mut oder die manuelle Mühe der Übersendung? Ich erkenne, daß es ein literarischer Skandal ist, wenn eine Besprechung über mich nicht erscheint. Das nehme ich so sachlich, wie ichs gegenüber einem andern Autor von meinem Maß persönlich nehmen würde. Aber ich bringe damit ein Opfer; denn ich muß sagen, daß mir die Besprechung maßlos lästig ist. Vom Enthusiasmus habe ich genug und den Blödsinn möchte ich nur genießen, wenn er einem andern gilt. Mir geht er durch Mark und Bein. Aus allerinnerster, tiefster und auf Wunsch eidlich zu erhärtender Überzeugung erkläre ich, daß mir persönlich, so groß die Infamie auch sein mag, das Verhalten der Wiener Tagespresse, dieses sich mit der Welt Verhalten, dieses Verhalten der Rede über mich eine Wohltat bedeutet. Ein diesem Heft beigelegter Verlagsprospekt behauptet, sie wolle mich in Schweigen ersticken. Das mag sein, aber es kitzelt so angenehm. Die größte Lust, die meine Haut kennt, ist hinterm Ohr rasiert zu werden; ich hatte nie dabei die üble Empfindung, daß es an den Hals geht, auch wenn man mir hundertmal versichert hätte, daß dem Friseur nicht zu trauen sei. Doch wenn er zu reden anfinge,

wär's um mich geschehen; ich würde mich langweilen. Was die Feuilletonisten hinter meinem Rücken mit mir treiben, ist wohl getan. Es gibt Schwarzseher, die mir mit der Vermutung aufwarten, es könne nicht immer so bleiben, eines Tages müßten sie, über kurz oder lang würden sie. Ich wünsche es nicht zu erleben. Die Vorstellung, daß sie eines Tages müßten oder würden, weil sie dürften; daß sie es über sich brächten oder daß es ihnen angeschafft würde; daß die Begeisterung der Wiener Redaktionen über jedes Heft der Fackel sogar in die Wiener Blätter dränge + hat bei Gott wenig Reiz für mich. Es gibt Ironiker ⊖ merkwürdiger Weise gibt es Ironiker über mir / , die sagen werden: aha, er fürchtet für seine Unabhängigkeit. Aber das ist ja Unsinn. Ich bin meiner so sicher, daß keine Beachtung imstande ist, mir meine Verachtung abzukaufen. Ich wäre dann endlich für sie auf der Welt: aber was nützte es, da sie ja noch immer für mich auf der Welt wären? Sie hätten dann an einem »Fall« ihre Pflicht erfüllt und an der Sache noch immer, noch schlimmer, versäumt. Sie hätten sie aus den schlechtesten Motiven erfüllt. Sie hätten gesagt, ich sei etwas, um mich darüber zu täuschen, daß sie nichts sind. Das würde nicht nur nicht gelingen, sondern der Versuch wäre eine Vermehrung meiner Argumente gegen sie. Noch nie habe ich einen Schuft deshalb für ehrlich gehalten, weil er so unehrlich war, zu sagen, ich sei kein Schuft. Wenn sie mir einen Beweis geben wollen, genügt es nicht, mich leben zu lassen. Aufhören, selbst zu leben: das ist die Friedensbedingung, von der ich auch kein Jota abhandeln lasse. Primum non vivere, deinde wird sich finden. Eines Tages mögen sie — bei mir verändert sich nichts! Sie könnten einen letzten Bestechungsversuch machen, indem sie mir in Aussicht stellen, daß sich auch bei ihnen nichts verändert und daß ich keines Tages anerkannt würde. Aber selbst wenn sie meine Bitte um Totschweigen erfüllen, könnte ich mich ihnen nicht

Rezension. Einen Tag später wollte es der Himmel, daß mir eine Stimme aus Breslau zurief, das Buch sei »nachdenklich und amüsant zu lesen«. Und zum Schlusse krümmte sich ein zitierter Satz, den ich nicht wieder erkannte. Im Buch war er ein Flammenblitz. Neben meinem Bett aber lag eine Blindschleiche. »Dieses Aphorisma soll geistreich sein. Wir möchten es anders nennen«, rief Breslau. Aus Überzeugung stimme ich zu. Über Oderberg verändert sich manches. Aber selbst wenn ich eine Stufe ausbräche, um zu sagen, wie gut eine Treppe sei, wäre die Stufe kein Beweis und die Treppe in Gefahr. Ich konnte weiter schlafen, denn ich dachte in Frieden an einen Verleger, dem ich immer den Waschzettel hatte ausreden wollen und der gesagt hatte, er sei notwendig. So ist es; aber man muß ihn den Hunden vorbinden, daß sie ihn anbehalten und nicht mehr beißen können noch auch bellen. Ein Buch darf, wenns denn schon darauf ankommt, es ins Publikum zu bringen, überhaupt nur durch ein vorgeschriebenes Urteil empfohlen und bei Strafe der Entziehung weiterer Rezensionsexemplare muß der Redaktion verboten werden, sich einer selbständigen Ansicht zu bedienen. Die Rezensionsexemplare sollen vor der Lektüre verkauft werden Ich bin ein Fanatiker des Waschzettels . . . Dieses war die zweite Rezension. Aber das Ärgste war noch nicht geschehen. Oft hatte ich mir gedacht: was werde ich tun, wenn eines Tages eine Rezension erscheint, in der so nebenbei gesagt wird, »Pro domo et mundo« — das heiße auf deutsch »Für Haus und Welt«? Denn domus heißt ja Haus und mundus heißt doch Welt. Ich habe schon so viel von der Ungunst der Welt erfahren, ich würde, glaubte ich, auch das hinnehmen, aber ich würde dann jenen Verleger bitten, nicht nur den Zeitschriften, die ich ihm ausdrücklich bezeichnet habe, sondern überhaupt allen besseren Journalen das Exemplar zu entziehen. Denn den Waschzettel drucken

Hierin steckt ein wohlgemeinter Irrtum; und es ist Zeit, daß in Ruhe darüber gesprochen werde. Die Rache der Presse an dem Werk jener, die durch ein Wort die Presse beleidigt haben, ist nicht zu verwechseln mit der organischen Antwort des Schweigens über einen, dessen Werk es ist, die Presse totzusprechen. Wie sollte sie denn anders tun? Ich muß endlich rückhaltlos zugeben, daß ich die stumme Quittung Wiens begreife und leichter ertrage als das redende Mißverständnis, das jetzt mit Lob oder Tadel aus deutschen Blättern auf mich eindringt. Man unterscheide zwischen Kritik und Berichterstattung. Totschweigen der Kritik ist das Schweigen der Toten. Es ist plausibel. Die Institution, der ich das Dasein nehme, kann nur schweigen. Der einzelne, der dem Gesetz der Trägheit und dem Gebot der Schwäche folgt, auch dort, wo kein Auftrag der Lumperei an ihn ergangen ist, steht außer der Verantwortung, und die Institution hat recht. Nur jene einzelnen, die von mir leben und schweigen, handeln schimpflich. Literaten, die es sich nicht versagen können, mir Abgelesenes zu verwenden oder so zu zitieren, daß man die Hemmung des Schamgefühls, den Konflikt und den Sieg der Feigheit spürt, und die sich auch in Berlin so benehmen, weil es ihnen in Wien schaden könnte, handeln schimpflich. Die es ihnen übelnehmen könnten, die Vertreter der Institution, handeln folgerichtig. Es wäre ungerecht, gerade bei der Wiener Presse den Selbsterhaltungstrieb als Hilfe im Kampf ums Dasein zu übersehen. Die Fähigkeit einer Spinne, die Gestalt einer Pflanze anzunehmen, hat die Natur der Presse nicht verliehen, und selbst wenn sie, um sich vor Verfolgung zu schützen, sich platt hinlegen könnte und so tun, als wäre sie anständig, so würde ihr diese Mimikry bei mir nichts nützen. Das weiß sie. Von ihren kulturellen Verpflichtungen hält sie selbst nicht viel und Fleißaufgaben mutet ihr niemand zu. Wie sie sich nun aber mit ihrer Berichterstatterpflicht

abfindet, ist eine Angelegenheit von niedrigem Interesse, die lediglich zwischen ihr und ihren Kunden spielt. Den Übelstand, daß sie diesen nicht mitteilt, wie's an meinen Leseabenden zugeht, habe nicht ich zu rügen. Was sie unterläßt, ist gleichgiltig neben dem, was sie tut. Und nicht einmal das Publikum kann ihr einen Vorwurf daraus machen, daß es durch sie nicht auf die Gelegenheiten, mich zu lesen oder lesen zu hören, aufmerksam gemacht wird. Jene, die die Gelegenheit suchen, wissen sie auch ohne die Presse zu finden. Das hat sich in einer Art gezeigt, die sie selbst als Faktor der Reklame problematisch macht. Es ist sogar gerichtsordnungsmäßig festgestellt. Die Tagespresse ist durch meine Leseabende an der Wurzel ihrer Daseinsberechtigung getroffen. Berichte sind überflüssig; aber die Notwendigkeit der Nachrichten war bis dahin nicht angezweifelt worden. Hier ist der Fall eingetreten, daß einer zwischen Oktober und Juni sieben Wiener Säle füllen kann, ohne daß irgendwo ein bezahltes oder unbezahltes »Morgen findet statt« zu lesen war. Mehr als das. Der Berichterstatter muß sehen, daß Autorabende, denen er seine volle Werbekraft leiht, schenkt oder verkauft, gemieden werden. Daß die Suggestion nachgelassen hat, ist wohl mein Verdienst. Mein geringeres, daß ich ihrer selbst nicht bedarf. Ich schreibe es einer Popularität zu, die nicht dem Wert gilt. Aber es kann nicht laut genug als journalistisches Debacle ausgerufen werden. Meine Vorlesungen gehören zu mir; zu mir gehört nicht der Andrang; aber zu mir gehört, daß er ohne die Presse zustande kam. Die Entbehrlichkeit journalistischer Hilfe in diesem Fall ist der wahre, der erste praktische Erfolg meines Wirkens gegen die Presse. Mögen jene Kunden, die kein Aviso mehr brauchen, aber am Morgen lesen wollen, was sie am Abend erlebt haben, sichs mit ihr ausmachen, was für den Bezugspreis geliefert und was unterschlagen werden darf.

Mich geht die Versäumnis an mir lange nicht so viel an als die Beachtung, die den Schwindlern und Dilettanten gewährt wird. Ich will, daß weniger, und nicht daß mehr geschrieben wird. Daß sich die Großpresse kritisch nicht mit mir abgibt, ist eine der letzten Annehmlichkeiten des Wiener Daseins. Das fehlte noch! Ich bin zufrieden und begreife. Aber außer mir sollten es auch andere gerechte Urteiler begreifen. Denn hier wird nicht ein Ganzes um einer Einzelheit willen, die einzelne betroffen hat, geächtet, sondern um eines Ganzen willen, das allen ans Leben geht. Dieses Ganze tritt, wenn es auch über die Negierung der Presse hinausgeht, doch als solche in Erscheinung, und wenn ich ein Gedicht an eine Sonnenfinsternis schriebe, so fühlte sich die Journalistik mit einigem Recht getroffen, und man könnte nicht verlangen, daß sie ihr Standesbewußtsein verwinden solle, um zu einer objektiven Würdigung des Gedichtes zu kommen. Ich habe nicht Musik oder Epen geschrieben und mit gelegentlichen Seitenhieben die Presse vor den Kopf gestoßen. Natürlich steckt auch in einer Oper wie in jedem Kunstwerk Preßverachtung. Aber sie ist nicht sein Stoff. Es schneidet nicht die Riemen aus der Haut derer, die es trifft. Das wäre doch viel verlangt, daß die Leute einen Maler würdigen sollten, der seine Landschaften auf ihre Rücken malt. Sehen sie sie denn? Ist es nicht genug, daß sie sie spüren? Ist nicht das stille Martyrium die würdigste Antwort? Niemand überblickt die Situation besser als ich. Was ich will — wenn man von dem, was ich tue, unmittelbar eine Tendenz abziehen kann — ist, daß die Presse aufhöre, zu sein. Das will ich schließlich in fast jeder Zeile. Wie soll nun die Presse dem Werk, das sich aus solchen Zeilen zusammensetzt, gerecht werden? Sie hat zwei Wege: entweder daß sie aufhört, zu sein, oder daß sie so tut, als ob ich aufgehört hätte zu sein. Ein drittes: Antworten, gibt es nicht. Es würde auf meine Existenz hinweisen und die

der Presse nicht verbessern. Ein viertes: anerkennen, wäre faustdicke Heuchelei, die man der Presse in jedem, nur nicht in meinem Fall zutrauen kann. Was soll sie also tun? Zwei Wege sind möglich. Aufhören: das wäre schön, aber nicht einträglich. So bleibt nichts übrig als Totschweigen, was immer noch für sie die bequemste und für mich die angenehmste Art ist, in der sich die Presse mit mir auseinandersetzt.